Charakterstarke Luftpost aus der Schweiz

Sarah Buechi

Wer sie denn unbedingt in eine Schublade stekken möchte, kommt nicht umhin, ein Extrakästchen einzurichten. Zu unabhängig ist die Musik von Sarah Buechi als dass sie in die üblichen Kategorien passen würde, speist sich aus Klassik und Punk, Jazz und fernem Osten, bindet in sehr persönlicher Kreativität so verschiedene Elemente in ein sehr eigenes Ausdrucksspektrum, dass die einzelnen Ursprünge kaum mehr wichtig erscheinen. Dabei reflektiert die Schweizer Sängerin in sehr persönlicher stimmlicher Ausdruckskraft und so fast exaltiert wirkender wie technisch brillant kontrollierter Varianz die vielfältigen Eindrücke, die ihre musikalische Entwicklung geprägt haben.

Aufgewachsen in einem überaus musikalischen Elternhaus und seit früher Kindheit versehen mit einer grundsoliden klassischen Ausbildung ging sie nach rockigen Jugendausflügen und einer Auszeichnung für ein selbst geschriebenes Musical an die Musikhochschule Luzern, studierte Jazzgesang bei Lauren Newton und Susanne Abbuehl, reicherte die erworbene Kompetenz schließlich während eines ausgiebigen Studienaufenthalts von insgesamt 18 Monaten bei R. A. Ramamani und T. A. S. Mani in Bangalore, Indien mit klassischem südindischem Gesang sowie Konnakol, einer virtuosen Rhythmussprache an. Weitere Studienaufenthalte in Ghana, Paris und New York sowie ein komplettes weiteres Jahr im Big Apple trugen zur Entwicklung wesentlich bei. Zumal die Zusammenarbeit mit Steve Coleman prägte das musikalische Grundverständnis nachhaltig. U. a. musizierte sie in den letzten Jahren auch mit Dave Liebman, Lucas Niggli, Nils Wogram, Ronan Guilfoyle, Christy Doran and Christoph Stiefel. Seit September 2008 arbeitete sie fünf Jahre lang als Dozentin für Jazzgesang am Newpark Music Center, Jazzschule Dublin, pendelt zwischen dem Schweizer Hinterland und der grünen Insel.

Nach der ersten, sehr stark von den indischen Erfahrungen geprägten CD „Sarah Buechi's THALi, Vidya Mani" (Unit Records UTR 4250) folgen nun gemeinsam mit dem Pianisten Stefan Aeby, dem Bassisten André Pousaz und dem Schlagzeuger Lionel Friedli überaus abwechslungsreiche, „Flying Letters" (Intakt CD 229), in denen die charakterstarke und eigenwillige Individualität Sarah Buechis sich in facettenreicher Expressivität entfaltet. Leise, liedhafte Momente auf der einen Seite, groovige, zuweilen fast vertückt wirkende Passagen auf der anderen, balladeske und bluesige, melodiöse und geradezu explosive Elemente runden sich jenseits irgendwelcher weltmusikalischer Synkretismen zu einem beeindruckend persönlichen Ganzen.

Auf welche Einflüsse ist dein Gesang zurückzuführen?

Meine Mutter war Chorleiterin, war jede Woche mit drei oder vier Chören beschäftigt. Als ich klein war, bin ich da oft mitgegangen. Das war sehr wichtig für mich, vor allem die Erfahrung verschiedener Stimmführungstechniken (Kontrapunkt, Kanon, Motiventwicklung etc.) und natürlich die Erfahrung des mehrstimmigen Gesangs. Mein Vater war Klavierlehrer und Komponist, er hat klassisch gespielt, aber er hat immer auch improvisiert, zum Teil sehr humorvoll, das hat uns immer wieder auch zum Lachen gebracht. Mir hat damals schon das Spontane unheimlich gut gefallen, das Ungewisse, dass man eben nicht weiß, was als Nächstes kommt. Die Musik war immer im Haus, das war einfach Bestandteil des alltäglichen Lebens. Mit fünf wollte ich dann unbedingt Geige spielen lernen, das Klavier war ohnehin immer da, später als Teenager habe ich dann auch noch Gitarre gelernt und klassischen Gesangsunterricht genommen, nachdem ich ja die gesanglichen Grundlagen schon bei meiner Mutter gelernt hatte.

… und die Begegnung mit Jazz?

Nach der Trennung meiner Eltern sind wir ins Glarner Land gezogen, das ist eher im Hinterland, da gibt es nicht allzu viel Kultur. Aber einen Club gab es, da wurde ab und zu Jazz gespielt. Ich kann mich erinnern, dass ich da mal in einem Konzert war – ich weiß gar nicht mehr, wer da gesungen hat – aber es hat mir ungemein imponiert, wie da improvisiert wurde. Von da an habe ich begonnen, mich auch mit Jazz auseinanderzusetzen. Irgendwie habe ich gedacht, das möchte ich auch, das ist in mir drin, das ist das, was ich schon immer gesucht habe. Improvisation ist wirklich sehr wichtig für mich. Meine Mutter hätte mich zwar lieber in die klassische Richtung gelenkt, aber ich bin dann doch auf die Jazzschule gegangen. Vorher habe ich noch einen Chorleiterkurs absolviert, und angefangen mit Chören zu arbeiten…

Wie kamst du zu der Beschäftigung mit indischer Musik?

Die indische Musik ergab sich eigentlich fast zufällig: Während des Studiums habe ich an der Musikhochschule Luzern den Friedl-Wald-Preis gewonnen. Das entsprechende Stipendium wollte ich dann zu einem Studium im Ausland nutzen. Ich wollte einfach woanders hin und auf neue Ideen kommen. Mir war aber nicht recht klar, wohin ich gehen sollte. Ich wusste, dass es in Mode war, in den Norden zu gehen, hätte natürlich auch nach New York gehen können. Ich wusste allerdings, dass ich nicht das machen möchte, was alle machen. Susanne Abbuehl hat mir dann über den Sommer ein paar indische CDs mitgegeben; sie ist ja immer wieder in Nordindien und hat eine sehr intensive Verbindung zur indischen Musik. Meine erste Reaktion beim Anhören der CDs war: Das ist ja total schräg. Ich hatte keine Ahnung, hatte auch zunächst keinen Bezug dazu, was da musikalisch passiert, was man da fühlen soll als Zuhörer. Je mehr ich mir jedoch diese Musik angehört habe, umso mehr hat sie mich in ihren Bann gezogen und desto mehr ist die Idee in mir gewachsen, dass da unglaublich viel enthalten ist, was mir fehlt und was ich lernen könnte. Zum einen ist die rhythmische Qualität sehr wichtig, zum anderen sind die Sänger sehr virtuos, stehen den Instrumentalspielern nicht nach, was Virtuosität, Improvisation und Rhythmik angeht. Im Jazz wird man ja als Sängerin oft eher abgestempelt nach dem Motto: Du machst den einfachen Part. In der indischen Musik hat mir sehr imponiert, dass das so ausgeglichen ist. Ich wollte dann wissen: Wie lernen die das, habe die dazu ein System, und vor allem: Kann ich das für mich nutzen? Auch um rhythmisch noch besser zu werden? Auch die Möglichkeiten, die Klangfarbe zu variieren, haben mich sehr fasziniert. Stimmen sind ja sehr verschieden. Durch meine klassische Grundausbildung habe ich sehr viel Kopfstimme eingesetzt. Mir wurde schnell klar, dass in der indischen Musizierweise der Anteil der Bruststimme höher ist. Ich fand, dass das

meiner Stimme noch fehlte und dachte, wenn ich da hin gehe, dann bleibt mir gar nichts anderes übrig als das zu lernen. Aber eigentlich war es eine ganz intuitive Entscheidung: Ich habe die Musik gehört und mir gedacht: Das muss ich machen. Das ist es, das ist eine Tür, durch die ich gehen möchte. Mir war natürlich klar, dass ich nicht den Anspruch erheben konnte, indisch singen zu wollen. Ich war ja nur ein Jahr – später noch mal ein halbes Jahr – dort, das ist ja keine Zeit, nur ein Wimpernschlag um einen Einblick in diese Riesentradition zu bekommen. Ich habe mich natürlich sehr reingekniet und viel mitbekommen. Ich wollte einfach mich selbst weiterentwickeln, einen Weg gehen um meine eigene Stimme zu finden. Ich denke, dazu trägt ja auch die Lebenserfahrung wesentlich bei.

Was ist in deinen Augen der Unterschied zwischen unserer Gesangstradition und der Indischen? Eigentlich sind wir da ja schon in einem Dreieck: Klassische Herkunft, Jazzstudium und indische Musik! Du hast u. a. die rhythmische Qualität erwähnt.

Mir ist damals aufgefallen: Ich studiere ja bereits etwas, was gar nicht zu meiner Kultur gehört. Ich studiere American Jazz! Wir Europäer klingen schließlich ganz anders, für die Amerikaner vielleicht sogar ein bisschen fragwürdig, weil wir möglicherweise gar nicht richtig schnallen, was die eigentlich wollen. Ich dachte mir, da kann ich dann auch gleich in die andere Richtung gehen, Richtung Osten, da kommt es vielleicht gar nicht so drauf an, es geht ja darum, mich selbst zu finden. Jazz hat ja auch ganz viel rhythmischen Anteil. Aber im Unterscheid zum Jazz gibt es im Indischen eine klare Unterrichtsstrategie. Die ist zwar nicht schriftlich, aber mündlich sehr genau überliefert. Natürlich kommt es auch auf den Lehrer an, aber in erster Linie haben sie sehr klare Regeln, die befolgt werden müssen. Das ist ein bisschen so wie in unserer klassischen Musik. Man weiß einfach, was sich gehört und was sich nicht gehört. Das habe ich im Jazz noch nie so erlebt, dass Musik so stark definiert wirkt.

Deine CD zeigt eine deutlich erkennbare stilistische Vielfalt. Gibt es Vorbilder, die dahinter stehen?

Es gibt viele Vorbilder, es gibt viel Musik, die ich einfach gern mag. In meiner Jugend habe ich viel Punk und Rock gehört, neben der Klassik. Was mich nie angezogen hat, ist der kommerzielle Pop, obwohl es auch da tolle Arrangements und faszinierende Stimmtechniken gibt. Ich stehe aber mehr auf interessante Formen, die kriegt man mehr im Rock zu hören, auch den individuellen Stimmklang. Mir gefallen effektvolle, sehr individuell klingende Stimmen.

Auch auf deiner CD sind ja sehr expressive Momente zu hören, die ziemlich aus den Hörgewohnheiten herausfallen. Andererseits wirkt deine Stimme sehr kontrolliert.

Ich checke ganz viel aus, lasse im Letzten aber sehr oft den Moment entscheiden. Das spontane Element ist mir eigentlich am wichtigsten. Das kann man nicht unbedingt kontrollieren.

Du arbeitest auf der einen Seite u. a. mit Christoph Stiefel zusammen, einem ganz ausgefuchsten Denker, auf der anderen Seite mit Christy Doran, der es ja zuweilen ganz schön krachen lässt. Du passt zu beiden irgendwie sehr gut.

Christoph Stiefel arbeitet ja sehr stark mit Isorhythmen, also überlagernden Strukturen. Meinen Kompositionen hört man das vielleicht nicht so stark an, aber auch ich habe auf dieser Basis komponiert. Die überlagernden Patterns habe ich auch ein Stück weit von Steve Coleman übernommen, bei dem ich einige Zeit studiert habe und mit dem ich für ein Festival in Paris musikalisch zusammen arbeiten durfte. Das rhythmische Überlagern von Patterns hat mich sehr in den Bann gezogen. Mich hat es gereizt, das – bewusst ein bisschen unscheinbarer – im Singer-Songwriter-Stil einzusetzen. Dazu habe ich polyphone Begleitmuster entwickelt z. B. in „I have nothing to say". Da liegt die Hauptmelodie im Bass, und die anderen Stimmen sind Patterns, die sich wiederholen wie in einem Geflecht. Ich wollte damit aus den vertikalen, durch Akkorde bestimmten Strukturen ausbrechen. Als Sängerin denke ich mehr in Linien, auch auf Grund der klassischen Einflüsse. Die barocke Polyphonie oder auch die Isorhythmen der Renaissance, auf die sich Christoph Stiefel bezieht, haben mich immer schon sehr fasziniert. Mit Christy Doran zusammenzuarbeiten, fordert mich andererseits sehr stark heraus in eine Richtung, in die ich mich ohnehin mehr bewegen möchte, expressiv und punky, mit einem rockigen Approach. Das ist eine ganz eigene Sprache.

Manchmal hat man den Eindruck, die Schweiz ist ein eigenes kreatives Biotop.

Ich finde ganz Europa sehr spannend. Wir sind ja nicht die Amerikaner, wir sind auch nicht im Osten, der ja im Zusammenhang mit der Weltmusik sehr wichtig ist. Wir haben da unsere eigene Küche mit den Zutaten, die wir durch die Globalisierung mitbekommen. Ich möchte auch gar nicht nach Indien oder in eine weltmusikalische Ecke gedrängt werden. Als ich damals zurückgekommen bin und mein Diplomprojekt schreiben musste, ging es gar nicht anders als etwas Indisches zu machen. Ich wollte das dann aber damals schon so unindisch wie möglich verwirklichen. In vielen Stücken sind die dahinter stehenden indischen Prinzipien für die meisten Zuhörer gar nicht unmittelbar erkennbar. In manchen Stücken ist es ganz offensichtlich, in anderen eben ein bisschen versteckt. Da wollte ich gar nicht so offensiv sein. Mit der aktuellen Platte möchte ich gar keine weltmusikalischen Ideen transportieren.

Sarah Buechi: „Im Jazz wird man ja als Sängerin oft eher abgestempelt nach dem Motto: Du machst den einfachen Part. In der indischen Musik hat mir sehr imponiert, dass das so ausgeglichen ist. Ich wollte dann wissen: Wie lernen die das, haben die dazu ein System, und vor allem: Kann ich das für mich nutzen? Auch um rhythmisch noch besser zu werden? Auch die Möglichkeiten die Klangfarbe zu variieren, haben mich sehr fasziniert. Stimmen sind ja sehr verschieden. Durch meine klassische Grundausbildung habe ich sehr viel Kopfstimme eingesetzt. Mir wurde schnell klar, dass in der indischen Musizierweise der Anteil der Brust-stimme höher ist. Ich fand, dass das meiner Stimme noch fehlte und dachte, wenn ich da hin gehe, dann bleibt mir gar nichts anderes übrig als zu lernen. Aber eigentlich war es eine ganz intuitive Entscheidung: Ich habe die Musik gehört und gedacht: Das muss ich machen"

Wie wichtig sind die Texte?

Sehr wichtig! Das ist ein Bereich, in dem ich mich auch noch entwickeln möchte. Ich habe ja seit vier Jahren in Irland gearbeitet und bin dadurch recht gut ins Englische hineingekommen. Natürlich ist es nach wie vor eine Herausforderung für zentraleuropäische Sängerinnen und Sänger, englische Texte zu schreiben. Es ist schließlich nicht die eigene Sprache. Mir gefällt die Sprache andererseits sehr, sie ist sehr ausdrucksstark. Ich mag eine gewisse Ambivalenz in den Texten. Und ich mag Themen, die von den kommerziellen Trends abweichen, Songs wie z. B. „Fame". Da geht es um den Perfektionismus, um den Zwang zum dünn sein und schön sein. „The answer is yes" ist ein Anti-Liebeslied, das zwar wie ein Liebeslied klingt, aber vom Schlussmachen handelt. Das Thema Sterben z. B. kommt in der kommerziellen Musik ja überhaupt nicht vor, allenfalls verschönert. Mir sind spirituelle, nachdenkliche Themen sehr wichtig.

Du hast Dublin erwähnt, deine Tätigkeit als Dozentin. Welchen Stellenwert hat es für dich, Gesangslehrerin zu sein?

Ich unterrichte sehr gerne. Ich glaube, das möchte ich nie aufgeben. Meine Mutter ist Lehrerin, mein Vater ist Klavierlehrer, ich denke, ich habe das im Blut. Ich mag es, anderen weiter zu helfen, vor allem, wenn es um die Stimme geht. Schließlich ist es wunderbar, zu singen und sich über die Stimme ausdrücken zu können. Natürlich genieße ich es sehr, mehr und mehr Konzerte geben zu können. Ich werde das auch sicher nicht geringer schätzen als das Unterrichten, aber die Zusammenarbeit mit anderen Menschen im Unterricht finde ich andererseits auch für mich selbst sehr inspirierend. Auf Tour zu sein und Konzerte zu geben ergänzt sich mit dem Unterrichten oder mit Chören zu arbeiten sehr gut. Die Stelle in Dublin habe ich übrigens inzwischen ganz gekündigt, weil ich nach London ziehen möchte.

Steht hinter der CD ein Konzept?

Die Grundidee sind die überlagernden Patterns. Damit beschäftige ich mich seit 2010, zuerst durch die Begegnung mit Steve Coleman, dann bei Bernard Woma in Ghana und schließlich während eines Sabbatjahrs in New York. Ich wollte eine Balance finden. Die Stükke sollten einerseits wie Songs klingen, andererseits nicht so traditionell. Ich wollte ein neues Element hineinbringen, etwas Fließendes, etwas Offeneres, das nicht so stark angehängt ist an die vertikale Ausrichtung von Akkorden.

Welche Rolle spielen dabei die Musiker?

Ohne die geht es nicht, mit denen steht und fällt das Ganze. Ich habe das auch mit New Yorker Musikern versucht, auch in verschiedenen Besetzungen. Es war sehr spannend und ungemein inspirierend, die Musik dort in verschiedenen Formationen auszuprobieren. Aber offensichtlich habe ich in New York irgendwie unbewusst schon für meine Schweizer Formation geschrieben und deswegen hat es schließlich wohl mit ihnen und dieser Instrumentierung auch am besten funktioniert. Ich kenne die Musiker seit sieben oder acht Jahren und mag es sehr, wie sie die Sachen spielen. Sie sind ja eigentlich ziemlich unterschiedlich, Stefan Aeby und André Poussaz spielen auch sonst viel zusammen. Lionel Friedli kommt eher aus einem freien Bereich und trägt dazu bei, stilistisch auszubrechen in eine stärker emotional gesteuerte Richtung. Die Kompositionen sind ja nur ein Gerüst, entscheidend ist, wie sie umgesetzt werden. Erst dadurch entsteht ein Ganzes, das nicht nur aus zusammengesetzten Teilen besteht.

Text: Tobias Böcker

Foto: Remo Ubezio

CD: Sarah Buechi „Flying Letters", Intakt CD 229